

Arbon: Von vergessenen Städten zur Zwischenurbanität

Lineo Devecchi



Schlafen in der Röhre: doch nicht etwa in der Provinz?

(Frühling 2012) Die Bettlaken sind freundlich farbig, etwas steif und riechen angenehm frisch. Die Nachttischlampe taucht das Zimmer in gedämpftes Licht. Von draussen klingen die letzten Töne der Bar hinüber, wo die Mitarbeitenden in Kürze Feierabend machen. Am nahen Ufer klatschen leise die Wellen an die steinerne Promenade. Über mir wölbt sich die runde Zimmerdecke. Es handelt sich dabei nicht um ein Kellergewölbe, sondern um die Betondecke der Traurröhre der „Wunderbar“ in Arbon – ein Hotelzimmer in einer Betonröhre mit etwas mehr als eineinhalb Metern Durchmesser. Bevor ich in diesem speziellen Hotelzimmer einschlafe, gehe ich nochmals meine Notizen durch. Morgen führe ich ein Interview mit dem Stadtpräsidenten. Es ist eines von sechs Interviews, die ich in Arbon für die Datenerhebung meiner Dissertation durchführen

werde. Ich möchte herausfinden, was die raumplanerischen Handlungsspielräume und Herausforderungen sind, wenn Orte in kurzer Zeit überdurchschnittlich viele Einwohnerinnen und Einwohner verloren und gleichzeitig urbane Brachflächen gewonnen haben. Denn der ökonomische Strukturwandel trifft nicht nur Zürich West, sondern auch Arbon.

Übernachten in der Traumröhre, also in einem überdimensionierten Betonrohr mit passgenau eingefügtem, bequemem Bett, das klingt nach Neukölln in Berlin, Brooklyn in New York oder nach Les Confluences in Lyon. In diesen hip-urbanen Quartieren sind solch spezielle Übernachtungsmöglichkeiten denkbar, aber in Arbon? Kann eine Stadt in der Grösse Arbons denn hip und urban sein, oder anders gefragt: Kann ein Ort in der Grösse von Arbon denn überhaupt eine Stadt sein? Und wenn nicht, was macht Arbon sonst aus und wohin kann es sich weiterentwickeln? Diesen Fragen möchte ich in den nächsten Zeilen nachgehen.

Wenn ich mich selbst frage, was Stadt bedeutet, dann denke ich auch heute noch in den typischen Formen historisch gewachsener Städte. Konkret bedeutet das, dass ich mir dichte Ansammlungen von Häusern mit engen Gassen, sich öffnenden Plätzen und Prachtboulevards vorstelle. Auch dicht und städtisch geprägte Wohnquartiere gehören zur Vorstellung. Städte sind in meiner Idealvorstellung wirtschaftliche Zentren und Verkehrsknotenpunkte mit Märkten und Arbeitsplätzen, aber auch mit Bahnhöfen und U-Bahn-Betrieb. So denke ich an Paris, an Rom und an Wien, wenn mich jemand nach Städten fragt. Ich denke aber auch an mittelalterlich geprägte Marktflecken wie Eglisau oder Stein am Rhein. Woran ich nicht oder nur selten denke, sind Städte in der Grösse Arbons.

Doch nicht nur die gebaute Stadt drängt sich mir als analytische Schablone auf, wenn ich nach Städten gefragt werde. Auch das städtische Lebensgefühl – und damit der Begriff der Urbanität – macht eine Näherung an Städte möglich. „Stadtluft macht frei“, so hiess es im Mittelalter. Gemeint war, dass Leibeigene nach der Flucht in eine Stadt nach einer Frist von einem Jahr frei leben durften. Ebenfalls gemeint war die Wirtschafts- und Denkfreiheit. Man war

nicht von einem Lehnsherrn abhängig, sondern zahlte Steuern an eine nach mittelalterlichem Durchschnitt bereits sehr demokratisch organisierte Stadtregierung. Auch heute werden urbane Orte mit den Begriffen Freiheit, Demokratie, Innovationskraft oder Toleranz in Verbindung gebracht – ich denke da an die Citizen Card für irreguläre Einwanderinnen und Einwanderer, die allgemeine Toleranz gegenüber Subkulturen oder alternativen Lebensstilen, an neu gestaltete Bars in alten Fabrikhallen, versprayed Konzertsäle oder innovative Co-Working-Lokale.

Doch zurück zu Arbon und damit auch zu anderen Schweizer Städten in ähnlicher Grössenordnung. Sie alle sind in meiner Wahrnehmung zwar zu gross, um als Dorf oder historisch geprägter Marktflecken zu gelten, aber gleichzeitig zu klein, um sie als „richtige“ Stadt zu lesen. Ich bezeichnete Arbon auf den ersten Blick des universitären Schreibtischtäters weder als hip noch als urban. Die Übernachtung in der Traumröhre brachte dieses Bild aber zum ersten Mal etwas durcheinander.

Nach einer kurzen Recherche zu den aktuellen statistischen Zahlen wird mir klar, dass nicht nur die eigene Empfindung nach dieser Übernachtung der Stadt Arbon nicht gerecht wird. Auch die sozio-demographische Zusammensetzung ist grösseren Städten überraschend ähnlich. Im kantonalen Vergleich weist Arbon überdurchschnittlich viele Arbeitslose und eine überdurchschnittliche Sozialhilfequote aus. Weiter wohnen deutlich mehr erwerbstätige Einwohnerinnen und Einwohner als Kinder und Jugendliche in Arbon. Auch die dichte Bebauung mit historischem Stadtkern, die sich durch wenige Einfamilienhäuser und einer hohen Zahl an Mietverhältnissen auszeichnet, gleicht derjenigen der grossen Städte. Gleiches gilt für den kantonal höchsten finanziellen Zustupf im Rahmen des Finanzausgleichs. Kurz: Arbon ist eine typische schweizerische Stadt.

Die kleineren und mittelgrossen Städte unterscheiden sich in gewissen Punkten doch von den grösseren; So weist Arbon eine hohe Quote an Menschen im Rentenalter aus und es stehen viele Wohnungen leer. Auch sind Städte wie Arbon nicht unbedingt bekannt als Orte der Toleranz, Freiheit, Innovation und Integration.

Diesen „Alleinstellungsmerkmalen“ im Vergleich zu den grossen Städten möchte ich nachgehen, um alternative städtisch-urbane Lesarten zu finden, die dann Ansatzpunkte für neue Entwicklungspotentiale für die Zukünfte solcher Zwischenstädte sein können. Denn Arbon, Yverdon-les-Bains oder Langenthal sind nicht nur auf meiner Landkarte als Stadtforscher nicht präsent, sondern auch auf derjenigen von Touristinnen und Touristen oder von Menschen, die sich auf der Suche nach Wohnraum befinden. Und dies hat soziale und wirtschaftliche Konsequenzen: Junge Familien werden in den Vororten ansässig und die durchaus vorhandene lokale Tourismusindustrie stagniert.

„Blueschtfahrt“ nach Arbon, oder: wer fühlt sich hier wohl?

(Frühling 2013) Besteck klappert, das Stimmengewirr ist gross. Das Riz Casimir in den Tellern dampft und die Sonne scheint. Wirklich zum Essen komme ich nicht, zu häufig muss ich Unterstützung leisten, Servietten richten, Gläser mit Wasser und Wein nachfüllen, Fleisch schneiden. Ich sitze in meiner Funktion als Zivildienstleistender in mitten einer Gruppe von Seniorinnen und Senioren eines Stadtzürcher Alterszentrums in einer Beiz in Arbon. „Blueschtfahrt an den See nach Arbon“ hiess es im Titel des Ausflugsprogramms – frei übersetzt nach dem Berndeutschen Lexikon ein „Frühlingsausflug aufs Land zu den blühenden Obstbäumen“. Das Essen schmeckt, die Seniorinnen und Senioren sind zufrieden. Es fehlen zwei Dinge: einerseits das Land und die blühenden Obstbäume, fühlt sich die Terrasse des Restaurants doch recht urban an. Andererseits fehlt auch die direkte Aussicht auf den See, die im Tagesprogramm angekündigt wurde. So müssen wir den Seeblick nach dem Essen auf den Quaianlagen Arbons nachholen. Diese sind eine Herausforderung für den Zivildienstleistenden: Die schiere Grösse der wunderschönen Grünflächen und der weite Weg zum äussersten Punkt sind für Gehbehinderte ein Problem. Ich unterstütze so gut als möglich, wir schaffen es aber nicht, alle einzeln unterstützt ans Wasser zu begleiten. Der Weg hin und zurück ist schlicht zu lang.

Für Ausflüge von Alterszentren ist die Quaianlage Arbons also nur bedingt geeignet – obwohl der Ausflug bei allen Beteiligten sehr gut ankam. Dennoch stellt sich mir die Frage, ob Arbon eine Stadt für Seniorinnen und Senioren ist. Die Zahlen zeigen es: Es wohnen viele Rentnerinnen und Rentner hier. An den eigenen Beobachtungen während dem Ausflug können weitere Argumente festgemacht werden, warum es sich hier für ältere Menschen gut leben lässt, auch wenn die Fusswege schwerer zu absolvieren und Treppensteigen mühsamer wird.

Im Zentrum sind nahe beisammen Cafés und Restaurants zu finden, der Bus hält praktisch um jede Ecke, Denner, Migros, ein Unverpackt-Laden sowie Bäckereien sind gut erreichbar. Es fehlt nicht an Möglichkeiten zum Spazieren, der See mit schönen Aussichtspunkten ist von den meisten Quartieren gut zu erreichen. Die Seeanlagen sind zwar weitläufig, aber flach und somit gut begehbar für Menschen, die nicht mehr so gut zu Fuss sind. Will man ins grössere Theater, so ist das Stadttheater St.Gallen per Schnellbus in zwanzig Minuten zu erreichen. Auch sind zahlreiche neue Wohnbauten ersichtlich, die wahrscheinlich barrierefrei gebaut sind. Und zu guter Letzt ist die Stadt nicht zu gross. Ich bin überzeugt, dass man sich kennt – was auch für ältere Menschen ein wichtiger Faktor der Lebensqualität darstellt.

Nun stellen die älteren Menschen nur ein Teil der Bevölkerung dar – auch wenn dieser Teil wächst und in den nächsten Jahren noch stärker wachsen wird. Es stellt sich mir darum die Frage, ob die Stadt auch für jüngere Menschen und für Familien attraktiv ist. Das Verdikt aus meiner Aussenperspektive ist nicht nur positiv: Die Kleinräumigkeit und der Fakt, dass sich viele Menschen kennen, scheint mir für Jugendliche eher einengend, vielleicht sogar bedrückend. Viele Möglichkeiten, um auszugehen oder um sich kreativ zu betätigen, sind nicht vorhanden. Arbon wirkt eher wie ein Dorf mit Altstadt als die Stadt Zürich mit ihrem „Dörfli“.

Die Neubauten Arbons könnten attraktiv sein für eine junge, bezahlte, erwerbstätige Bevölkerung. Es stellt sich mir aber die Frage, ob sich junge Menschen die relativ hohen Mietzinse überhaupt leisten können. Oder anders gefragt: Wollen sie denn in

diesen Neubauten leben, wenn sie einerseits wirklich urban oder andererseits doch lieber im Grünen leben wollen? Dass Städte in der Grösse Arbons nicht die bevorzugten Lebensmittelpunkte für gut ausgebildete junge Menschen sind, ist bekannt. Die Zentren der schweizerischen Metropolräume sind dafür zu einfach erreichbar. Weiterführende (Hoch-)Schulen finden sich meist nur dort, spannende Subkulturen und eine gewisse Diversität und Internationalität sowieso. Braindrain ist für mittelgrosse Städte eine akute Herausforderung – vor allem dann, wenn diejenigen, die in die Region zurückkehren, meist die Umlandgemeinden als Wohnorte für die neu gegründete Familie anpeilen. Dort sind die Steuern tiefer, die Wege ins Grüne noch näher und Aussicht auf den See gibt es ebenfalls.

Wie beschrieben, wohnen im Vergleich zu den Nachbargemeinden weniger Kinder und Jugendliche – also weniger Familien – in Arbon. Über die Gründe kann ich nur mutmassen – liegt es am Wunsch, wenn an den Bodensee, dann wirklich aufs Land zu ziehen? Sind in der Stadt trotz hohem Leerstand zu wenige Familienwohnungen vorhanden? Fehlt das gute Betreuungsangebot für die Kinder? In meinem Bekanntenkreis in der Ostschweiz bleiben junge Familien entweder in St.Gallen wohnen oder ziehen ins Einfamilienhaus auf dem Land in eine Umlandgemeinde. Wegen der tieferen Bodenpreise können sich Durchschnittsfamilien in der Ostschweiz den Neuerwerb von Wohneigentum noch eher leisten. In der grössten Stadt der Region wohnen bleiben möchten vor allem diejenigen, bei denen beide Elternteile in grösseren Pensen arbeitstätig bleiben, denn nur hier ist dafür das Angebot an Kindertagesstätten und Horten gut genug. Städte wie Gossau, Rorschach, Flawil, oder eben Arbon kommen in den Überlegungen nicht vor.

Auf den Punkt gebracht muss ich mich also fragen: Wer will und soll denn künftig hier leben, ohne dass die Stadt zum wunderschönen Alterswohnsitz der Ostschweiz wird, wenn der negative Ruf aufgrund der hohen Sozialhilfequote dies nicht ebenfalls verhindert? Es klingt nach einer schwierigen Aufgabe, hier mehr Diversität zu erreichen.

Zu klein, um gross zu denken, zu gross, um klein zu handeln?

(Sommer 2021) Der Himmel über dem See ist wolkenverhangen, die Luft drückend feucht, heftige Gewitter bahnen sich an. Ich spaziere mit einem Arbeitskollegen durch ein Ensemble an umgenutzten ehemaligen Industriehallen. Neben dem Gehweg liegt eine Wasserfläche, aus der ein grüner, überdimensionierter Schraubenschlüssel ragt. Ein Betonneubau verspricht luxuriöses Wohnen mit Aussicht auf den See. Auf einer Werkhalle thronen Wohnungen, die wie aufgesetzte Container aussehen. Die Zugänge zu den Wohnungen erfolgt über aussenliegende, luftige und knallrot gestrichene Erschliessungskonstruktionen. Wir stehen mitten in den ehemaligen Saurer-Werkhallen in Arbon (Abb. 1). Ein Workshop mit Teilen des Stadtrats und der Stadtverwaltung stehen auf dem Programm. Die Stadt am Bodensee hat sich in den letzten zehn Jahren stark verändert und steht vor einigen Herausforderungen. Neben den Organisationsstrukturen von Politik und Verwaltung, die zukunftsgerichtet neu austariert werden sollen, ist eine gesamtheitlich gedachte Standortstrategie vonnöten.



Abbildung 1 Das Saurer-Areal in Arbon. Fotografie: Michel Canonica/*St. Galler Tagblatt*.

Heute werden in Arbon keine Lastwagen mehr produziert, sondern eine Urbanität, die an den Västra Hamnen in Malmö oder an den Puerto Madero in Buenos Aires erinnert. Um es mit Quartieren am Hamburger Hafen aufnehmen zu können, fehlen nur die Touristenfähren und die vorbeikreuzenden Hochsee-Frachter. Arbon hat die Herausforderung der grossen urbanen Brachflächen angenommen. Es hat sich seit meinen Interviews im Frühling 2012 und der „Blueschtfahrt“ 2013 viel getan. Die Neuentwicklungen wirken städtebaulich stimmig, sind architektonisch anspruchsvoll gestaltet, die Aussenräume bestehen nicht nur aus „Abstands-“ respektive „Anstandsgrün“ und die Verbindungen zwischen mondänen Neubauten und dem eher ältlich wirkenden Bestand wirken durchlässig.

Und trotzdem diskutieren mein Kollege und ich die Neubauten durchaus kontrovers. Für mich als Stadtzürcher ist klar: Die auf den urbanen Brachflächen neu entstandenen städtebaulichen Ensembles wirken trotz viel persönlichem Gefallen irgendwie provinziell. Mein Kollege – wohnhaft in Herisau – ist überhaupt nicht mit meiner Analyse einverstanden. Er liest die Gebäude urban, findet sie attraktiv für junge und kreative Menschen, die beispielsweise in St.Gallen arbeiten und am See wohnen möchten. Es stellt sich also die Frage, warum sich am Beispiel Arbon unsere Wahrnehmungen über Urbanität so stark spalten – denn dass Basel oder Genf oder Moskau urban sind, würden wir beide sofort unterschreiben.

Dass viele ehemalige urbanen Brachen zwar neugestaltet und nutzbar gemacht wurden, es aber doch noch einige Baustellen in Arbon gibt, realisieren wir eine halbe Stunde später. Im ersten Austausch mit Teilen der Stadtverwaltung gilt es zu diskutieren, wie optimale Organisationsstrukturen der Stadtverwaltung Arbon künftig aussehen könnte. In der Diskussion zeigen sich interessante Herausforderungen für Politik und Verwaltung, die Arbon momentan hat – und mit Arbon sicher auch andere Städte in ähnlicher Grössenordnung. Leider kann ich aus nachvollziehbaren Gründen nicht genauer auf die besprochenen Inhalte eingehen, denn in Arbon wird weiter über die Organisationsstrukturen diskutiert. Folgendes Fazit kann aber als allgemein gültige eigene Interpretation gezogen

werden: Arbon ist zu gross, um in Organisationsstrukturen einer normalen Umlandgemeinde zu denken, und gleichzeitig zu klein, um die politische und administrative Organisation komplett städtisch auszurichten.

Folgende Beispiele machen diese Aussage konkreter: In kleineren Gemeinden ist es gut möglich, dass die Gemeinderätinnen und Gemeinderäte an einer Retraite beschliessen, dass der Gemeinderat künftig zwei Mitglieder weniger haben soll oder die Stelle der Gemeindeschreiberin nun im Top-Sharing ausgeschrieben wird. Natürlich braucht es für grössere Anpassungen die Zustimmung der Gemeindeversammlung. Die Diskussion und auch der Ablauf eines solchen Entscheids laufen jedoch komplett anders als in Städten in der Grösse Arbons. Hier ist – ganz grossstädtisch – ein Parlament inklusive eines aktiven lokalen Parteigeschehens am Werk, was zu einer ständigen alltagspolitischen Auseinandersetzung über das Handeln der Stadtregierung und der Verwaltung führt. Obwohl das Parlament eigentlich „nur“ die Oberaufsicht ausübt, kommt es – wie in allen Parlamentsbetrieben – sicher vor, dass sich einzelne Mitglieder immer wieder in alltägliches Verwaltungshandeln einmischen. Als Folge daraus sind im Vergleich zu kleineren Gemeinden zusätzliche politische Schlaufen nötig, um Geschäfte voranzubringen. Die vorhandenen städtisch anmutenden politischen Strukturen hemmen also den Handlungsspielraum und das rasche Handeln der Stadtregierung. Dieses Hemmnis kommt aus meiner Sicht mit einem demokratiepolitisch absolut wichtigen Vorteil daher. Es können gleichzeitig politische Debatten stattfinden, die sich nicht nur auf die immer wieder gleichen Menschen an der Gemeindeversammlung beschränken, sondern über die Parteienstrukturen deutlich breiter abgestützt funktionieren.

Ein zweites Beispiel, das die Zwischengrösse Arbons als Stadt illustriert, ist folgendes: Wenn ich an Stadtregierungen denke, dann stelle ich mir Gremien vor, in denen alle Stadträtinnen und -räte ihre eigenen Abteilungen direkt führen. Nun ist Arbon jedoch zu klein, um sich eine komplett professionalisierte Exekutive zu leisten. Ausser dem Stadtpräsidenten ist kein anderes Exekutivmitglied im Vollzeitamt angestellt. Mir stellt sich hier die Frage, was es denn

nun für eine Abteilungsleiterin respektive ein Abteilungsleiter bedeutet, wenn der Stadtpräsident zwar ihr respektive sein Linienvorgesetzter ist, die politische Führung der Abteilung jedoch bei den jeweiligen Stadträtinnen und Stadträten liegt. Diese und ähnliche Herausforderungen stellen sich nicht nur in Arbon, sondern in vielen Städten gleicher Grösse – und zwar im Grundsatz relativ unabhängig vom gewählten Verwaltungsmodell.

Drittens kann festgehalten werden, dass gesellschaftliche, ökonomische und räumliche Herausforderungen immer stärker miteinander vernetzt sind. Was heisst das für kommunale Exekutiven und Verwaltungen? Es bedeutet ganz grundsätzlich, dass Absprachen und Kooperationen zwischen Verwaltungsabteilungen immer wichtiger werden. Gemeindeinterne Absprachen sind in kleinen Gemeinden wesentlich einfacher, wo sich die ganze Verwaltung jeden Vormittag zum gemeinsamen Kaffee trifft. In grösseren Städten werden eher Doppelspurigkeiten produziert oder Geschäfte trotzdem abteilungsintern statt -verbindend abgewickelt, was zu suboptimalen Lösungen führt. Auf der anderen Seite haben grössere Städte wie Arbon den Vorteil, dass sie Verwaltungseinheiten aufgrund ihrer Grösse professioneller aufstellen können – was die Qualität von Leistungen wiederum erhöht.

Und schliesslich zeigt die Diskussion zwischen meinem Kollegen und mir, dass die Frage nach gross und klein, nach urban und provinziell nicht nur abhängig von der Grösse einer Stadt und ihrer Verwaltung ist, sondern schlicht im Auge der Betrachterin respektive des Betrachters liegen. Wenn also eine Stadt wie Arbon sich für eine bestimmte Zielgruppe weiterentwickeln will, dann müssen diejenigen Angebote neu aufgebaut oder verbessert werden, die ebendieser Zielgruppe auch entsprechen. Denn je nach eingeschlagenem Entwicklungspfad werden bestimmte Wohnungssuchende, Touristinnen und Touristen oder Unternehmen künftig den Weg in die Stadt am See finden, oder eben auch nicht.

Was also kann, soll und muss getan werden, um als Stadt in der Grösse Arbons nicht einfach externen Einflüssen ausgesetzt zu bleiben? Welche Handlungsspielräume hat Arbon, um sich auf alternative urbane Wege zu begeben?

Weder Provinz bleiben noch Grossstadt werden: auf in die Zwischenstadurbanität!

Städte wie Arbon stehen in einem interessanten Spannungsfeld. Sie werden nicht als urban, innovativ oder hip wahrgenommen, weisen aber trotzdem gewisse städtische Strukturelemente und durchaus immer wieder überraschend urban anmutende Räume auf – die „WunderBar“ lässt grüssen. Gleichzeitig lässt sich die Behauptung aufstellen, dass die im Vergleich zu Luzern oder Bern kleineren Verwaltungen trotz professionellen Dienstabteilungen agiler sind. Noch dazu funktioniert das lokale politische Leben trotz Parlament direkter, auch weil man sich persönlich kennt. Wohin kann also der Weg der Städte zwischen den Grossstädten gehen, wenn man diese Strukturelemente als Handlungsspielräume versteht? Was soll und kann künftig das Image sein, das Städte in der Grösse Arbons haben? Und was braucht es dafür heute an Entscheidungen? Diese Fragen sind keine einfachen. Eines scheint klar: Arbon kann genauso wenig einfach Grossstadt werden, wie sich in eine kleinere, steuergünstige Gemeinde mit Seeanstoss verwandeln.

Aus meiner Sicht hilft der Trick, sich zuerst einmal zu fragen, was denn die grossen Städte heute nicht mehr bieten können, obwohl sie als urban, hip und städtisch gelten. Die Antworten auf diese Frage sind divers, aber folgende Punkte sind sicherlich von einer gewissen Relevanz und Brisanz: Grosse Städte von heute sind immer weniger Orte, an denen wenig Verdienende leben können. Dies liegt vor allem an den hohen Lebens- und insbesondere Mietkosten. Dies mag bei einigen Politikerinnen und Politikern gut ankommen, können so doch die Ausgaben des Sozialstaats gesenkt werden. Man darf aber nicht vergessen, dass das Prädikat der wenig Verdienenden auch auf einen grossen Teil der Kreativwirtschaft zutrifft, dass junge Menschen und mit ihnen auch Studierende sich nur für eine bestimmte Zeit solche Städte leisten können oder dass innovative Start-ups oder Gastro- und Kulturbetriebe, die nicht bereits zum Establishment gehören, nur schwer Räumlichkeiten für den Aufbau des eigenen Geschäfts finden. Dies alles sind Menschengruppen, denen wir eine gewisse Mitverantwortung

bei der Kreierung eines urbanen und hippen Flairs zuschreiben. Werden solche Gruppen und Unternehmen seltener, so gleichen sich die Cafés und Theateraufführungen einander an oder werden Klubs und Restaurants austauschbar. Ob sich die Bar mit der reichen Gin-Tonic-Auswahl und dem englischsprechenden Barman nun in Zürich, Brooklyn oder Paris befindet, ist beim Verweilen darin nur noch an der Sprache der anderen Gäste erkennbar.

Auch Familien werden – trotz einem häufig breiten Angebot an Betreuungsmöglichkeiten, den diversen Schulangeboten und der praktischen Nähe zu vielen Arbeitsplätzen – in den grossen Städten seltener. Dies liegt auch, aber nicht nur an den hohen Mietpreisen. Familien achten auch darauf, in der Nähe von Grünräumen wohnen zu können und wünschen sich für das Aufwachsen ihrer Kinder ein nicht allzu anonymes Umfeld. Nimmt durch die Verdichtung einerseits der Anteil an Grünräumen aufgrund nicht geschaffener Ausgleichsflächen ab und andererseits die Anonymität zu, so sind dies gute Gründe für den Wegzug. Familien finden sich in suburbanen Vorortsgemeinden wieder, die in der Realität dann gleichzeitig deutlich anonym und weniger ländlich sind als erwartet.

Es scheint mir, als könnten Städte in der Grösse Arbons genau hier mit einer kreativen Zwischenurbanität in die Bresche springen. Ich möchte darum abschliessend drei Pfeiler für eine zwischenurbane Zukunft von Städten in der Grösse Arbons ausführen. Ein erster Pfeiler auf dem hohen Leerstand an Wohnungen, den heute ungenutzten Ladenlokalen und Gewerberäumen und den generell immer noch relativ günstigen Mietzinsen. Leerstehende Wohnungen können in Kombination mit ungenutzten Ladenlokalen dafür genutzt werden, junge Kreative und Gründerinnen und Gründer von Start-ups anzulocken. Ein Kreativhub mit gut ausgerüsteten Räumlichkeiten könnte hier neue Akzente setzen. Das vorhandene Potenzial zeigt sich, wenn ich nach Co-Working und Arbon Google, die angezeigten Angebote dieser neuen Arbeitsformen lediglich in St.Gallen zu finden sind.

Die Zwischenstädte können hier unterstützend tätig sein, in dem sie eigene Liegenschaften zur Kostenmiete zur Verfügung stellen oder leerstehende Räumlichkeiten gemeinsam mit

Gewerbetreibenden und Kulturschaffenden ausfindig und – zumindest zu Beginn des Betriebs – kostengünstig nutzbar machen. Beispiele für solche Bemühungen und deren Erfolge zeigen sich in diversen Zwischennutzungen – die jedoch immer den Nachteil haben, dass sie nur befristet betrieben werden können. Dass kreativ nutzbare Räume auch wirtschaftlich attraktiv sein können, macht die Stadt Wittenberge in Deutschland vor: Alte Industriebauten und leerstehende Wohn-, aber auch Gewerberäumlichkeiten bieten Kreativen und Familien, aber auch Gewerbetreibenden, die sich Berlin und Hamburg nicht mehr leisten können, die Basis für innovative Businessprojekte, neue Geschäftsideen und kreative Handwerksbetriebe. In Kombination mit den häufig schön gelegenen mittelgrossen Städten mit schönen Altstädten und neuen urbanen Formen kann so auch der Tourismus profitieren.

Ein zweiter Pfeiler für eine zwischenurbane Zukunft ergibt sich aus dem Fakt, dass in vielen Städten in der Grösse Arbons heute viele Seniorinnen und Senioren, aber wenige Familien leben. Mit wenigen Massnahmen kann der Spagat zwischen anonymer Altersresidenz und Noch-nicht-Familienstadt hin zur Generationenstadt im Grünen gelingen und es wird eine neue Art von Urbanität möglich, die weder grosse Städte noch kleinere und steuergünstige Umlandgemeinden aufweisen (können und wollen). Junge Familien auf der Suche nach städtischem Flair und Orten, die naturnah gelegen sind, wünschen sich neben gewissen urbanen Gastronomie- und Kulturangeboten und relativ günstigem Wohnraum ein breites Angebot an familien-externen Betreuungsangeboten. Die ersten beiden Bedingungen sind häufig zumindest im Ansatz gegeben und könnten mit den Massnahmen des ersten Pfeilers noch verbessert werden. Man sollte sich also proaktiv der Dritten zuwenden. Die Nachfrage nach Kita und Hort nehmen nicht nur in grossen Städten zu, sondern im Zusammenhang mit neuen Familienmodellen und der immer grösseren berufsbedingten Mobilität auch auf dem Land und in mittelgrossen Städten. Ein proaktiver Ausbau dieses Angebots und auch dessen finanzielle Förderung für Familien und somit eine Abkehr von der reinen Nachfragelogik lohnt sich. Leere Räumlichkeiten für neue Angebote sind angesichts der hohen Leerwohnungsquote

vorhanden und im Vergleich zu Nachbargemeinden können in der grösseren Stadt Arbon deutlich leichter Skaleneffekte beim Betrieb von Betreuungsangeboten genutzt werden.

Investitionen in die Betreuungsinfrastruktur können gewinnbringend sein: Familien mit Kindern lernen sich schnell kennen, vernetzen sich und sind so auch die Basis für eine Umkehr des schwindenden Engagements in Vereinen und für Milizämter. Wenn dieses Engagement zusätzlich geschickt durch die Städte unterstützt werden, gelingt nicht nur die Belebung der Angebote für Familien, sondern kann auch die Integration der älteren Menschen und weiteren Anspruchsgruppen mit wenig Zugang zu Angeboten passieren. Caring Communities nennt sich das diesbezügliche aktuelle Konzept, nach dem in einer Gemeinde oder einer Stadt nicht nur die heute bezahlte Care-Arbeit in den Blick genommen wird, sondern nachbarschaftliche Unterstützungssysteme genauso aufgebaut und gefördert werden wie die Tätigkeiten von Vereinen oder politische Aktivitäten, die der Weiterentwicklung der Gemeinde als Ganzes dienen.

Der dritte Pfeiler einer neuen Zwischenurbanität liegt schliesslich in der Kombination des kreativen Ausnutzens der zwar relativ kleinen, aber doch professionell aufgebauten Verwaltung mit der gefühlten politischen Nähe zu den Einwohnerinnen und Einwohnern und einer bereits ausgeprägt bestehenden politischen Kultur. Kreative Gewerbe-, Sozial- und Generationenpolitik – oder eben der Aufbau einer „Caring Community/City“ – geht alle Abteilungen an, sie ist weder reines Standortmarketing noch reine Kinder- und Jugend-, Alters-, Sozial- oder Familienpolitik. Wird sie integral und nicht nur top-down steuerbar gedacht, können heutige, organisationsbedingte Abstimmungsschwierigkeiten zwischen und in Exekutive und Verwaltung überbrückt werden. Und weil eine solche Politik alle angeht, kann sie nur gelingen, wenn die Bevölkerung aktiv einbezogen wird. Dies darum, weil die finanziellen Ressourcen endlich und somit ein aktives Engagement der Städte nicht unendlich ist. Schaffen es mittelgrosse Städte jedoch, einen Rollenwechsel vom Top-down-Steuern zum ko-kreativen Gestalten zu vollbringen, sind die Chancen gegeben, dass gemeinsam heute noch nicht finanziell

gewinnbringende Räumlichkeiten künftig gesellschaftlich-gewinnbringend genutzt werden können. Denn Urbanität entstand und entsteht nie nur aufgrund von ökonomischer und funktioneller Zentralität oder gut gemanagtem Standortmarketing, sondern vor allem auf der Basis engagierter Menschen, die sich kreativ, politisch oder gemeinschaftlich für ihre Stadt der Zukunft einsetzen. Eine Stadt, die sich für die Anliegen und vor allem Ideen der Bevölkerung interessiert, sich proaktiv in eine Rolle als Ermöglicherin bringt und so neue Denk- und Kreativräume schafft, ist die entscheidende Basis dafür, dass auch Zwischenurbanitätsluft frei machen kann.

(Herbst 2028) Die Blätter der noch jungen Bäume leuchten im Abendrot bereits gelblich, es geht ein leichter Wind, aber der Abend ist warm. Ich gehe die Uferpromenade entlang. Vor mir taucht die „WunderBar“ auf. Ich freue mich auf den sicherlich exquisiten z’Nacht und die Übernachtung in der Traumröhre. Und vor allem freue ich mich darauf, in den nächsten drei Tagen Kurzferien die Stadt Arbon als interessierter Tourist zu genießen. Ich bin gespannt auf die sichtbaren und weniger sichtbaren Entwicklungen der letzten Jahre!